

Vom Verschwinden der Psychoanalyse

Im ZEIT MAGAZIN 3/12.1.2023 ist ein Gespräch abgedruckt, das mit zwei Psychoanalytikern geführt wird, die einen Podcast betreiben, in dem unter dem Titel „Rätsel des Unbewussten“ Themen der Psychoanalyse besprochen werden. Der Podcast verzeichnet bereits 100 Folgen und wird angeblich von 200 000 Hörern verfolgt.

Die großgedruckte Frage, die über dem Gespräch schwebt, lautet: „Würden wir Freud vermissen?“ Der Konjunktiv steht für das bevorstehende Verschwinden der Psychoanalyse, die angeblich aus den Universitäten verdrängt und vom Gesundheitssystem zugunsten von Kurzzeittherapien und Gesundheitsapps marginalisiert wird. Den am Gespräch teilnehmenden Psychoanalytikern gelingt es meiner Meinung nach nicht, trotz der angekündigten gesellschaftlichen Sprengkraft der Psychoanalyse, eine zeitgemäße Antwort auf die Frage nach dem „Schatz“ zu entwickeln, der uns dann verlorengegangen sein würde, sollte es tatsächlich zu einem Verschwinden der Psychoanalyse kommen.

Würde ich zu dieser Frage Stellung beziehen müssen, käme ich auf das Resümee zurück, zu dem Freud am Ende der XXXIV. Vorlesung aus der „Neue(n) Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ seine Hörer hinführt: „Ich sagte Ihnen, die Psychoanalyse begann als Therapie, aber nicht als Therapie wollte ich sie ihrem Interesse empfehlen, sondern wegen ihres Wahrheitsgehaltes, wegen der Aufschlüsse, die sie uns gibt über das, was dem Menschen am nächsten geht, sein eigenes Wesen, und wegen der Zusammenhänge, die sie zwischen den verschiedensten seiner Betätigungen aufdeckt. Als Therapie ist sie eine unter vielen, freilich eine prima inter pares. Wenn sie nicht ihren therapeutischen Wert hätte, wäre sie nicht an Kranken gefunden und durch mehr als dreißig Jahre entwickelt worden“¹ Zwei Gedanken sind in diesem Satz für die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, entscheidend: Der Bezug zur Wahrheit und zum Wesen des Menschen, der weit höher eingeschätzt wird als der therapeutische Wert. Der therapeutische Nutzen ist zweifellos da, den kann die Psychoanalyse erbringen und mit den Behandlungskonzepten, die in den letzten Jahrzehnten weiterentwickelt worden sind, auch belegen. In diesem Punkt konkurriert sie mit anderen Therapiemethoden, auch neu entstehenden. Wer aber die Psychoanalyse auf Krankenbehandlung reduziert und sie auf ihren Stellenwert in der ärztlichen Versorgung und auf ihr soziales Prestige einschränkt, betrachtet sie ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Rentabilität, Effizienz und dem Nutzen für die Optimierung der Gesundheit im System der Versorgung. Trotz aller Anstrengungen, die von Seiten psychoanalytischer Interessengruppen zur Medizinalisierung der Psychoanalyse unternommen worden sind, lässt sich ihr Kern, die Beziehung zur Wahrheit und zum Wesen des Menschen, nicht beseitigen. Letzter Zeuge dieses Rests der psychoanalytischen Wahrheit ist das Setting, das die Psychoanalyse als Behandlungsmethode aufwendig und kostenintensiv macht – auch wenn nicht alles, was auf einer Couch stattfindet, Geld kostet und sich über einen längeren Zeitraum hinweg wiederholt, Psychoanalyse ist. Aber diese äußeren Merkmale sagen etwas darüber aus, dass die Psychoanalyse die Form eines Rituals hat, das einen Raum öffnet bzw. ein Ding herstellt, das man ohne weiteres das Freudsche Ding nennen kann, mit dem der Patient/Analysand eine Erfahrung macht und nicht nach einem bestimmten Therapieplan an einem Ziel arbeitet. Sie hat mehr den Charakter einer Kur, besser gesagt, einer Dis-kur, denn sie ist Diskurs, eine Sprechkur. Ihr Bezug zur Wahrheit besteht darin, das Sprechen und die dem Sprechen eigene Zeit als ein Feld der Erfahrung zu kennzeichnen und dem Subjekt, das spricht, zu ermöglichen ins Sein zu kommen, oder anders gesagt, werden zu lassen, was noch nicht ist, dem „Wesen“ des Menschen, das eher ein „Gewesen“ als ein Sein ist, zum Werden zu verhelfen. In diesem Sinne ist die Psychoanalyse eher eine „geistige Übung“ als eine Therapie, wenn auch ihre therapeutischen Effekte unbestritten sind. Diese Effekte unterscheiden sich von anderen therapeutischen Effekten, weil sie auf eine spezifische Weise entstanden sind. Denn die

¹ Freud, Sigm.: „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“, in: GW Bd. XV, S. 169

Psychoanalyse ermöglicht die Erfahrung, dass das Symptom eher ein Verhältnis zur Welt darstellt, als dass es ein Zeichen für eine Krankheit ist und dass dieses Verhältnis einer Wahl entspricht, die rückwirkend verändert werden kann. Die „Korrektur“ der Vergangenheit durch Aufhebung von Verdrängtem oder Verleugnetem hat zur Konsequenz, dass die Wahl des Symptoms erneuert oder abgeändert werden muss. Das heißt, das Subjekt der Analyse wird vor eine Wahl gestellt. Der therapeutische Effekt stellt sich nicht durch „Einsicht“ ein, sondern durch Einschreibung des Subjekts in die Kette der Signifikanten. Das ist etwas ganz anderes als eine Symptomkur. Aufgrund ihres Wahrheitsbezugs ist die Psychoanalyse immer unzeitgemäß, denn die Zeit des Subjekts, das spricht, „ent-spricht“ sich der normierten Zeit des Sozialen des gesellschaftlichen Lebens; es entzieht sich ihr sprechend. Die Zeit in der Psychoanalyse verräumlicht die lineare Zeit und bildet eine Schleife in der vorwärtsdrängenden Zeit des Sozialen. Der Patient wird nicht bestimmten Behandlungskonzepten unterworfen oder an erwünschte Ziele herangeführt, sondern ist Subjekt eines Forschungsvorhabens mit offenem Ausgang. In diesem Verfahren ist er Subjekt des Forschens und Objekt der Forschung zugleich und der Analytiker/Therapeut lediglich Subjekt, dem zu Wissen unterstellt wird, nicht wissendes Subjekt, „Experte“. Diese Konstellation steht quer zur Gesellschaft. Denn fasst man die Gesellschaft als eine soziale Tatsache auf, die durch das soziale Band der Sprache und des Sprechens verbunden ist, dann subvertiert der psychoanalytische Diskurs den Herrendiskurs der Gesellschaft, den tonangebenden, normierenden, unterdrückenden Diskurs, sei er hysterisch, kapitalistisch, universitär, und zwar nur so lange, wie er selbst nicht zum Herrendiskurs mutiert. Die Stimme der Psychoanalyse ist die Stimme des Intellekts. Sie ruht nicht, wie Freud sagt, ehe sie sich Gehör verschafft. Der Intellekt ist nicht die Vernunft und auch nicht die Intelligenz. Seine Stimme ist das „Drängen des Buchstabens“ im Unbewussten, das Spiel der Signifikanten, der Vorrang der Form, die dem Signifikat auf die Sprünge hilft. Die Psychoanalyse ist konstitutiv an das Sprechen gebunden. Dieses Wissen vom Sprechen geht nicht verloren, mag die Psychoanalyse auch, wie man übrigens seit sie besteht in regelmäßigen Abständen verkündet, verschwinden. Solange es Menschen gibt, die Sprechen, sind sie vom Unbewussten gezeichnet und der ungelösten Frage nach der Wahrheit (ihres Seins) ausgesetzt. Dem auf lösungsorientierte Verfahren konzentrierten Zeitgeist mag diese Frage irrelevant erscheinen. Sie hört aber deswegen nicht auf, zu existieren, das heißt zu insistieren. Wenn es kein Ohr gibt, das Hören kann, verfällt der Appell und kehrt vielleicht zu einem anderen Zeitpunkt wieder. Der Bezug zur Wahrheit ist für die Psychoanalyse deshalb vorrangig vor der „Heilung“, weil die Wahrheit eine Funktion des Sprechens ist und das Sprechen der Königsweg zum Unbewussten insofern, als das Unbewusste sich in der Funktion des Sprechens als Missgriff, Fehlleistung, Versprecher, usw., als Halbwahrheit zeigt. „Es“ spricht heißt, wenn wir sprechen oder denken spricht das unbewusste Subjekt der Sprache mit. In jeder Aussage, die wir machen, behauptet sich ein Ich, das von sich spricht, das insofern nicht weiß, was es sagt, als es sich in ein Ich des Aussagens und in ein Ich der Aussage teilt. Das Aussagen bleibt vergessen hinter der Aussage. Aus psychoanalytischer Sicht ist die Sprache kein Instrument der Kommunikation, sondern der Mit-teilung, der Teilung des Subjekts der Sprache, das nichts davon weiß bzw. wissen will. Wir können daher die Wahrheit nicht in der Übereinstimmung von Wort und Sache gründen, da die Sache selbst wieder auf der Ebene der Worte liegt. Auch unsere Emotionen und Affekte sind diesbezüglich kein sicherer Grund, weil wir von ihnen nur wissen, wenn wir von ihnen sprechen. „Die Stunde der wahren Empfindung“² ist immer schon vorbei, wenn wir ihrer gewahr werden. Wir lernen so gesehen „traurig den Verzicht: dass kein Ding sei, wo das Wort gebricht.“³ Die Wahrheit kann daher nur im Sprechen „wahr“ werden, zur Sprache

² Peter Handke, Die Stunde der wahren Empfindung, Frankfurt 1975, Suhrkamp

³ Stefan George, „Das Wort“, in: Das neue Reich, Sämtliche Werke in 18 Bd., Bd. 9, Stuttgart 2001

kommen. Sie ist eine Funktion des Sprechens und immer nur ein Halb-sagen. Auch das letzte Wort, das gesprochen wird, macht die Wahrheit nicht ganz. Denn in der Sprache selbst fehlt das letzte Wort, das die Sprache als Ganzes abschließen würde. Geben wir den Bezug zur Wahrheit auf, verlieren wir den Bezug zum Wesen des Menschen, der ein „Sprechwesen“ ist, besser gesagt, ein Sprech-Sein, ein Wesen, das im Sprechen und durch das Sprechen erzeugt wird und nur durch das Zeugnis der Sprache existiert. In einer Zeit wie der gegenwärtigen, in der sich ein kommunikativer Exzess über uns ergießt und Sprechen zum Spektakel wird, das lediglich die Sinne reizt, aber keine Effekte macht in Bezug auf die Wahrheit, geht das Subjekt unter. Der Lärm der Welt tötet das Subjekt und bringt kommunikative Konsumenten hervor, die Worte wie Konsumobjekte behandeln und mit ihnen auf dem Markt der sozialen Medien handeln, wo sie sich lediglich als Käufer und Verkäufer der Ware Sprache begegnen. Und hier, an der Leerstelle des „verlorenen“ Subjekts ist der Ort der Psychoanalyse, die diesen Ort offenhält, gerade in Zeiten wie diesen. Doch es steht zu befürchten, dass das gewünschte“ therapeutische Angebot“ eher auf der Ebene des Coaching als auf der Couch gesucht wird und die Optimierung der „Persönlichkeit“ eher im Fokus steht als die „Aufschlüsse, die uns die Psychoanalyse gibt über das, „was dem Menschen am nächsten geht und die Zusammenhänge, die sie zwischen den verschiedensten seiner Betätigungen aufdeckt.“ Anders gesagt, die Psychoanalyse deckt die „Triebnatur“ des Menschen als Echo der Tatsache im Körper auf, dass es Sprache gibt.⁴ Das ist „Kulturarbeit“, wie Freud an anderer Stelle sagt, und nicht Arbeit an der Verbesserung der gesellschaftlichen Effizienz. Die Psychoanalyse bleibt so gesehen nicht ohne Wirkung auf die Macht, das Geschlecht und die Sexualität. Wenn wir uns also fragen, was verloren ginge, würde die Psychoanalyse verschwinden, dann ist es genau der Kommentar, der auf die Fragilität des menschlichen Subjekts hinweist und auf seinen unabschließbaren Bildungsprozess. Wie Freud gezeigt hat, ist das Endliche im Unendlichen der Bildung des Subjekts immer ein Zwischenergebnis, aber niemals eine endgültige Form von Gesundheit oder Krankheit. Der Psychoanalyse verdanken wir die Aufdeckung eines konstitutiven Mangels, der erst in der Frage des Menschen nach sich selbst zutage tritt und den Freud mit dem Unbewussten bezeichnet: Das Tragische des menschlichen Subjekts liegt in seiner Machtergreifung, die mit der Kaperung des vermeintlichen Schlüssels zum vollen Sein zusammenhängt, sei es durch die Inbesitznahme der Sprache oder durch den Glauben an ein Jenseits der Sprache, das uns aus den Einschränkungen der Sprache, dem Mangel an Sein, herauskatapultiert. Darin zeigt sich unter anderem der reale illusionäre Charakter des Phallus, der die Menschen im Sozialen wie im Globalen verbindet und zugleich trennt. Diese Prothese der Macht, die dem Subjekt die Position der Ausnahmestellung zu verleihen scheint, wirkt im Kleinen wie im Großen. Sie dient der Abwehr der Angst vor dem Labyrinth, aus dem uns keine Ariade an ihrem roten Faden herausführen kann. Auch ein Akt wie der des Krieges ist nur ein scheinbarer Ausbruch aus der symbolischen Welt, in der wir leben. Er ist, obwohl die Macht auf Seiten des Angreifers zu sein scheint, vielleicht gerade deshalb ein

⁴ Vgl. Lacan, Jacques: Seminar XXIII Sinthome, Wien 2017, S. 17

Zeichen der Angst vor der Schwäche. Denn wenn der Phallus etwas repräsentiert, dann ein Minus, ein Weniger, das er in seiner bis zur Lächerlichkeit zugespitzten Attitüde zugleich verbirgt und offenlegt. Man denke hier an den während der Liebesakte Casanovas mechanisch kreisenden vergoldeten Vogel, der in Fellinis gleichnamigem Film als Taktgeber dem Versiegen der Liebeskraft vorbeugen soll, um etwas von der phallischen Maskerade zu verstehen, die im Szenario des Krieges auf der Szene erscheint. Nicht zuletzt die Bezugnahme auf den Phallus macht deutlich, wie eng Gewalt und Macht zusammenhängen und die Macht des Stärken paradoxerweise seine Schwäche ist.

Der Ariadne-Faden, um darauf zurückzukommen, ist dagegen die Erinnerung daran, dass wir uns in einem Labyrinth befinden, das heißt in ihm weitergehen müssen. Wem es gelingt, den roten Faden zu ergreifen, der findet sich wieder zurecht in der Tatsache des eingeschlossenen Seins in der Sprache. Der Krieg ist so gesehen eine katastrophale Lehranstalt der Kastration, das heißt, der Angst vor der Schwäche, die eine Konfrontation mit dem Mangel/der Leerstelle bedeutet, die sich individuell als Vernichtungsangst darstellen kann. Klinisch manifestiert sie sich als Agoraphobie, der Angst vor der Leere. Im aktuellen Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine scheint solcherart Phobie das staatliche Handeln zu bestimmen. Der Krieg Russlands/Putins wäre dann Ausdruck der Kastrationsangst genau in dem Sinne, dass die Angst ein Signal der Bedrohung des Ich ist. „Die Kastrationsangst bezieht sich auf das Jenseits dieses verteidigten *ich*, auf diese Anrufstelle eines Genießens, das über unsere Grenzen hinausgeht, insofern der Andere genau genommen im Register dieses Realen evoziert wird [...]“⁵ Nennen wir diesen Anderen mit Lacan Gott, dann verwundert es nicht, welche Rolle die Anrufung der russisch-orthodoxen Kirche in diesem Krieg und mit ihr die großgeschriebene russische Geschichte einnimmt. Mit anderen Worten, das Ich Putins, das er mit dem Ich Russlands gleichsetzt, wird bedroht von einem „Jenseits des Lustprinzips“, das sich seiner Kontrolle entzieht.

Das klinische Problem besteht darin, dass die Phobie ein Problem im „Außen“ bekämpft, das im „Inneren“ der sprachlichen Verfasstheit des Subjekts stattfindet. Die therapeutische Erfahrung zeigt, dass der Phobiker kein Mittel scheut, den Anderen als Teil seiner Abwehrstrategie zu manipulieren.

Lochau/Januar 2023/Michael Schmid

⁵ Lacan, Jacques: Seminar X, Die Angst, Turia & Kant, Wien, 2010, S. 330